

JILLIANE
HOFFMAN



ro
ro
ro

INSOMNIA

THRILLER



Jilliane Hoffman

Insomnia

Thriller

Aus dem Englischen von Sophie Zeitz und Stefanie Kremer

Über dieses Buch

Sein Kopf fühlt sich an, als sei er in einen Schraubstock gezwängt. Er kann nicht essen, er kann nicht schlafen. Dann kehren die bösen Gedanken zurück. Und es gibt nur eines, was er tun kann, um sie loszuwerden ...

Verstört und mit Schnittwunden übersät taumelt Mallory Knight in eine Biker-Bar in Süd-Florida. Zwei Tage lang war die 17-jährige Schülerin spurlos verschwunden. Sie behauptet, dem «Hammermann» entkommen zu sein, einem Serienkiller, der bereits über ein Dutzend Teenagermädchen entführt und mit seinen schrecklichen Werkzeugen zu Tode gequält hat. Aber als Special Agent Bobby Dees Mallory befragt, verstrickt sie sich in Widersprüche. Kurz darauf wird ein weiteres Mädchen vermisst, und Mallory muss erkennen, dass ihre Aussage fatale Folgen hat ...

Vita

Jilliane Hoffman war Staatsanwältin in Florida und unterrichtete jahrelang im Auftrag des Bundesstaates die Spezialeinheiten der Polizei – von Drogenfahndern bis zur Abteilung für Organisiertes Verbrechen – in allen juristischen Belangen. Ihre Thriller «Cupido», «Morpheus», «Vater unser», «Mädchenfänger», «Argus» und «Samariter» waren allesamt Bestseller.

Prolog

Die bösen Gedanken fingen etwa zur gleichen Zeit an wie die Kopfschmerzen.

Vielleicht kam das eine vom anderen, er war sich nicht sicher. Es war so lange her, dass er nicht mehr wusste, was zuerst da gewesen war. Er war noch ein Kind, dreizehn, höchstens vierzehn, als die Kopfschmerzen begannen. Es fühlte sich an, als würde sein Kopf in einem Schraubstock stecken und jemand zog die Schraube an. Er hatte alle Medikamente ausprobiert – die legalen und die illegalen –, damit es endlich aufhörte, aber nichts hatte geholfen. Der Druck war bestialisch. Einfach brutal. Er konnte nicht denken. Er konnte nicht essen. Er konnte nicht schlafen. Lange hatte er versucht, das Richtige zu tun, um seinen Kopf in Ordnung zu bringen. Er hatte eine Stress-Therapie gemacht. Auf Milch, Weizen, Soja, Schokolade, Erdnüsse verzichtet, bis er nur noch Hasenfutter zu sich genommen und Wasser getrunken hatte, aber nichts davon hatte Besserung gebracht. Er war sogar ins Krankenhaus gegangen und hatte sich von den Ärzten mit einem Dutzend Instrumenten aus einem Dutzend Winkeln ins Gehirn sehen lassen. Er war gepikt und abgeklopft worden, hatte Blut, Urin und Rückenmarksflüssigkeit abgeben müssen. Er war auf Herz, Nieren, Leber und Lunge geprüft worden. Doch man hatte

nichts gefunden. Nichts. Jeder Test, jede Untersuchung war ohne Befund geblieben.

Alles war NORMAL.

Nur, er war nicht NORMAL. Das wusste er. Schon vor den Kopfschmerzen und der Schlaflosigkeit wusste er, dass er nicht NORMAL war. Und als die hässlichen Gedanken anfangen, wusste er erst recht, dass er *nicht* NORMAL war. Vielleicht waren die Kopfschmerzen die Strafe Gottes für seine schrecklichen Gedanken, hatte er sich eine Zeitlang eingeredet. Seine Familie war nämlich sehr fromm. Während seine Mutter in der Kirche mit dem Rosenkranz in der Hand für ihn und seine Seele Gebete aufsagte, zog Gott die Schraube enger, um ihm die bösen Gedanken aus dem bleichen, knubbeligen, aknenarbigem Schädel zu quetschen. Er war ein schlaksiger, unansehnlicher Teenager. Ja, er war schlau, aber in der Highschool interessierte es keinen, ob man Grips hatte. Nur das Äußere zählte. Wer hässlich war, kam nicht zum Zug. Hässlich ging nicht mit hübsch und schön. Wer hässlich war, musste entweder sportlich oder musikalisch sein, und er war keines von beidem.

Als ihn seine besorgten Eltern wegen der Kopfschmerzen, die so stark waren, dass ihm vom Zähneknirschen die Zähne abbrachen, zum Seelenklempner schickten, ging er gehorsam hin. Er hätte alles getan, um den Druck im Kopf loszuwerden und wieder schlafen zu können. Und er hatte wirklich aufrichtig gehofft, dass es funktionierte. Dass die Frau – um Geld zu sparen, hatte seine Mutter eine Therapeutin

ausgewählt, die keine echte Psychologin war, aber dafür nur das halbe Honorar verlangte –, dass die Frau ihm vielleicht ein paar Tipps gab, wie er das Hämmern in seinem Schädel wenigstens lindern könnte. Oder wirksame Mittel verschrieb, so was wie Oxy oder Valium oder Xanax, um den Schmerz zu betäuben. Aber es funktionierte nicht. *Sie* funktionierte nicht. Und als er anfang, ihr von den schlimmen Gedanken zu erzählen, die ihm seit geraumer Zeit durch den Kopf gingen, hatte sie ihren mannsgroßen Schädel schief gelegt und ihn mit Entsetzen in den hellblauen Augen angestarrt, die neben den strammen Brüsten das einzig Weibliche an der Zicke waren. In diesem Moment hatte er gewusst, dass er noch weniger NORMAL war, als er gedacht hatte, bevor er durch ihre hübsche gelbe Tür spaziert war. Da erzählte er der nicht echten und auch nicht netten Psychologin, er habe nur Spaß gemacht, die Szenen stammten aus einem gruseligen Horrorfilm, den er mal gesehen habe, und seitdem bekomme er die schrecklichen Bilder nicht mehr aus dem Kopf. Was war bloß mit ihm los?, fragte er sie mit Tränen in den Augen, und da entspannte sie sich – Erleichterung ersetzte das Entsetzen in ihrem Blick, weil ein dünner, pickliger, hässlicher, weinender Teenager alles andere als bedrohlich war. Mit einem zuversichtlichen Lächeln erklärte sie, solche Gedanken seien vollkommen NORMAL. Sie hatte sogar eine handfeste Diagnose für ihn: Intrusion als Symptom von posttraumatischem Stress. In anderen Worten: Er litt unter einer posttraumatischen Belastungsstörung, weil er in jungen Jahren zu viele nicht jugendfreie Filme gesehen hatte,

denn erst ab siebzehn war es völlig in Ordnung zuzusehen, wie Menschen mit Macheten zerhackt werden. *Puh*. Die Therapie? Weniger gewalttätige Videospiele und Horrorfilme wie *Saw* und *Hostel*, *Saints Row* und *Shadows of the Damned*, die ihm die schlimmen Gedanken einflößten.

«Meinen Sie wirklich?», fragte er und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen ab. «Ich bin nicht ... Solche Gedanken zu haben, ist nicht ... geisteskrank?»

Im gleichen Moment, als sie ihm mit der großen, teigigen Hand die Schulter tätschelte und versicherte, es sei alles in Ordnung mit ihm, stellte er sich vor, wie er ihren Männerkopf zwischen den gezahnten Backen des Schraubstocks fixierte, den sein Vater im Keller hatte, und dann ganz langsam an dem Präzisionshebel drehte, bis er das Knacken ihres brechenden Schädels hörte.

Eindeutig *nicht* NORMAL.

Nach dem Zwischenspiel mit der nicht echten Psychologin gab er die Hoffnung auf, etwas zu finden, das ihm half. Er log und versicherte seinen besorgten Eltern, dass es ihm schon viel besser gehe. Dass er Freunde in der Schule habe und nachts wieder Schlaf finde. Dass die Kopfschmerzen langsam nachließen. Er begann, mit geschlossenen Lippen zu lächeln, damit man die abgebrochenen Zähne nicht sah, und trug langärmelige T-Shirts, um die Wunden an seinen Unterarmen zu verdecken, wo er sich bis aufs Blut in die Haut kniff, wenn die Schmerzen ganz, ganz schlimm wurden und die bösen Gedanken in seinem Kopf ganz, ganz ... böse.

Seine Mutter wirkte erleichtert, auch wenn er wusste, sie spürte, dass ihr einziges Kind log, aber wenigstens lag es nicht mehr in ihrer Verantwortung, etwas zu unternehmen.

«Wenn er sagt, dass es ihm gutgeht, geht es ihm gut, Mary», brummte sein Vater. «Was sollen wir noch machen? Ihn immer wieder fragen? Lass den Jungen in Ruhe.»

«Warum zieht er sich so an, Tom? Ganz in Schwarz? Mit langen Ärmeln bei diesem Wetter? Und Stiefeln? Muss ich mir Sorgen machen?»

«Er ist ein Teenager, Mary. Wenn er sagt, dass es ihm gutgeht, geht's ihm gut.»

«Er schläft kaum, und er lächelt überhaupt nicht mehr, Tom.»

Durch den Spalt der offenen Tür seines dunklen Zimmers konnte er hören, wie sein Vater mit einem genervten Seufzer die Zeitung beiseitelegte. «Welcher verdammte Teenager, den du kennst, ist glücklich, Mary? Teenager sind depressiv und hassen jeden über zwanzig. Du hast gehört, was die Lesben-Psychotante gesagt hat: Seine Persönlichkeit entwickelt sich. Wahrscheinlich schlägt er sich die Nacht mit Wichsen um die Ohren und kriegt davon Kopfschmerzen. Oder er wichst überhaupt nicht, und der Druck in seinem Hirn ist wie Giftgas oder so was. Vielleicht hat sie ihm erklärt, wie es geht, und deshalb kommt er jetzt nicht mehr aus seinem Zimmer.» Sein Vater lachte über seinen eigenen Witz.

«Tom!»

«Unsere Verantwortung ist es, dafür zu sorgen, dass er nicht verhungert – nicht mehr und nicht weniger. Wir haben ein Vermögen für Ärzte ausgegeben, um rauszufinden, dass alles in Ordnung ist. Also lassen wir ihn in Frieden. Ihm geht's gut, Mary. Unser Junge ist vollkommen normal.»

Vollkommen normal.

Und dann eines Tages, kurz nach seinem achtzehnten Geburtstag, gab er den bösen Gedanken nach, die nicht aus Horrorfilmen oder Videospielen stammten, sondern aus seinem eigenen schmerzenden Kopf. Gedanken, von denen die falsche Psychotante bleich geworden war, als er ihr davon erzählt hatte.

Und das Wunder geschah: Die Kopfschmerzen hörten auf.

Der Schraubstock löste sich nicht nur ein wenig – sein Kopf war vollkommen frei. Er fühlte sich so gut wie seit vielen Jahren nicht. Als er die blutige, zuckende, kaputte Masse in seinen Händen betrachtete, war er verblüfft, wie genau sie seinen bösen Gedanken entsprach, bis hin zu dem farbigen Streifen am Schwanz der Schildpattkatze. Er hatte es geschafft, genau nachzustellen, was er jahrelang im Kopf gehabt hatte. Jedes grausige, köstliche Detail. Vielleicht, dachte er, als er ohne den Hauch eines schlechten Gewissens sein Werk betrachtete, war das der Grund, warum die berühmten Maler, die sie in der Schule durchnahmen, von Van Gogh bis Toulouse-Lautrec, immer so schrecklich *litten*. Sie hatten Visionen, und es war ein schmerzhafter Prozess, sie umzusetzen. Der Schmerz trieb sie dazu, ihre Visionen zu malen. Und ihn – na ja – seine Visionen

musste er *erleben*, er war ja kein Künstler. In der folgenden Nacht schlief er so tief wie seit langem nicht. Und als nach ein paar Monaten die Kopfschmerzen wiederkamen, begleitet von noch schlimmeren Gedanken, wusste er leider, was zu tun war.

Zuerst war es die Nachbarskatze, die ohnehin niemand leiden konnte, weil sie hilflose junge Vögel und niedliche Eichhörnchen riss und die Kadaver als Geschenk auf den Türschwellen hinterließ. Dann musste der kläffende Köter derselben Nachbarn dran glauben. Als die Nachbarn fortzogen, nahm er ein paar andere nervtötende Haustiere ins Visier, die keiner vermissen würde. Doch dann fingen die Leute an, ihre Tiere einzusperren, und die Polizei stellte Fragen – er musste sich was Neues überlegen. Lektion gelernt: Man schießt nicht, wo man isst.

Obwohl er wegen seiner Taten keine Schuldgefühle hatte – wofür er sich ironischerweise ein bisschen schämte –, war er vernünftig genug, sich zu bremsen, bevor er zur nächsten Stufe seiner Gedanken überging, die in den dunkelsten Winkeln seiner Psyche gediehen. Die ganz bösen, in denen hübsche Ponys und adrette Pferdeschwänze vorkamen, aber keine Pferde. Nur, je länger er wartete, je weiter er die nächste Ebene des Psycho-Videospiels hinauszögerte, das in seinem Kopf ablief, desto schlimmer wurden die Kopfschmerzen; desto schlimmer wurde die Schlaflosigkeit. Er schaffte es, ein paar Jahre durchzuhalten, aber als der Trick mit Miezi und Bello nicht mehr wirkte und er nächtelang wach lag, weil der Druck

hinter den Augen unerträglich wurde, war ihm klar, dass er keine Wahl hatte.

«Tom! Erinnerst du dich an Miss Bixby? Die Psychologin?»

«Mhm ...», antwortete sein Vater, ohne vom Sportteil aufzusehen.

«Sie ist tot! Sie ist ermordet worden! Gestern Abend!»

Sein Vater ließ die Zeitung auf den Schoß sinken. «Was ist los?»

«Miss Bixby ist ermordet worden.»

«Wann ist das passiert?»

«Gestern Abend! Hier steht, es sieht aus, als habe jemand gezielt sie ausgewählt! Es war kein Raubüberfall. Sie wurde vergewaltigt und ... o Gott, o Gott ... das ist ja grauenhaft! Mir wird schlecht. Sollen wir ...?»

Sie brach ab, und er wusste, dass seine Mutter in den Flur blickte, den seine Eltern nicht mehr betraten. Der Flur, der zu seinem Zimmer führte.

Eine Pause entstand. «Es ihm sagen? Nein. Er ist erwachsen. Er kann selbst Zeitung lesen, wenn er will», antwortete sein Vater unbehaglich. Jetzt machte er keine Witze mehr. Jetzt war ihm das Lachen vergangen.

Das Positive war: Danach schlief er wie ein Baby und hatte sehr lange Zeit keine Kopfschmerzen mehr. So lange, dass ihm der Gedanke kam, sie wären vielleicht für immer verschwunden.

Bis sie wiederkamen.

Vom Fahrersitz sah er hinaus auf den leeren Parkplatz und machte sich noch ein Corona auf. Ein paar geparkte Anhänger blockierten den Blick auf die Straße, aber es war spät, und es war sowieso niemand unterwegs.

Außer ihm.

Die quälende, brutale, erhellende Schlaflosigkeit störte ihn kaum noch. Für die meisten Menschen war es eine Folter, wenn sie die Augen schlossen und nicht einschlafen konnten, aber er genoss Nächte wie diese. Es gab ihm ein Gefühl von ...

Überlegenheit. Als gehörte die Nacht ihm. Als wäre er ein Vampir. In der pechschwarzen Nacht konnte er er selbst sein. Der sein, der er wirklich war. Er musste sich nicht verkleiden, keine Maske, keine falsche Persönlichkeit aufsetzen. Er musste sich keiner Gesellschaft anpassen, die ihn ohnehin nicht wollte – die ihn abgelehnt hatte, seit dem Moment, als er zur Welt gekommen war. Er fühlte sich wie eine Krebs-Patientin, die eine juckende Perücke trug, um niemanden mit ihrer Krankheit zu erschrecken. Erst wenn sie abends nach Hause kam, konnte sie das unbequeme, heiße, künstliche Ding abnehmen und endlich ... *frei* sein.

Auf dem Beifahrersitz lag ein Feldstecher. Ohne ihn ging er nicht mehr aus dem Haus. Er stammte aus dem Army Shop und hatte sogar eine Nachtsicht-Funktion, die ziemlich nützlich war.

Damit ich dich besser sehen kann.

Der Gedanke ließ ihn auflachen, dann johlte er laut. Neben dem Feldstecher stand seine Werkzeugtasche. Ohne die ging er auch nicht mehr aus dem Haus. Er fuhr mit dem Finger über

die groben Kanten und hielt sich das kühle Bier an die Stirn. Sein Kopf war heiß; die bösen, schlimmen Gedanken heizten sein Gehirn auf. Sein Gelächter erstarb, und er schloss die Augen. Schweiß und Kondenswasser vermischten sich und rannen ihm in den T-Shirt-Kragen. Er biss sich mit einem spitzen Zahn auf die Lippe und schmeckte das Blut. Wenn er schon wie ein Untoter durch die Nacht streifte, dann wollte er auch so aussehen. Manchmal, wenn er in den Spiegel starrte, erschreckte er sich sogar selbst.

Er spähte durch den Feldstecher.

Seine Seele war verdammt. Es ist Zeit zu beten, Mom. Nicht für mich, sondern für die Seelen der anderen.

Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder ...

Speichel und Blut liefen ihm übers Kinn, als er entdeckte, wonach er suchte.

Jetzt und in der Stunde unseres Todes ...

Es würde nicht mehr lange dauern, und das war gut.

Weil seine Kopfschmerzen mörderisch waren.

Er leckte sich die blutigen Lippen, legte den Feldstecher weg und ließ den Motor an.

Amen.

Teil I

1

«Wann haben Sie Ihre Tochter zum letzten Mal gesehen, Mrs. Knight?», fragte der Polizist von der Vermisstenstelle des Broward Sheriff's Office und drückte einen Kuli auf den Block auf seinem Schoß, erfolglos. Neben der Haustür am anderen Ende des Wohnzimmers lehnte sein Partner an der Wand, wahrscheinlich spanischstämmig, mit Halbglatze und bassetartigen Triefaugen. Er kam herüber und reichte seinem jüngeren Kollegen einen anderen Stift.

Virginia Knight holte tief Luft. Diese Frage aus dem Mund eines Polizisten zu hören, machte sie nervös. «Also das war gestern Abend. Es muss sieben oder halb acht gewesen sein. Lassen Sie mich nachdenken.» Sie zupfte nervös an dem Taschentuch, das sie in den verschwitzten Händen hielt. «Sie kam gerade vom Einkaufszentrum zurück und, ach so, sie wollte zu ihrer Freundin Hannah. Im Fernsehen lief *Entertainment Tonight*, es muss also nach halb acht gewesen sein.» Sie war so erschöpft, dass ihr das Denken schwerfiel. Die

Wut, die sie die ganze Nacht wach gehalten hatte, war verraucht. Stattdessen hatte sie Angst.

«Hannah?», fragte der jüngere Beamte, der sich als Detective Chris Dalla Riva vorgestellt hatte. Er überflog den Bericht, der vor ihm auf dem Couchtisch lag. «Ist das der Vor- oder der Nachname?»

«Wobler – Wobler ist der Nachname. Hannah Wobler. Ich, also, ich kannte ihren Nachnamen noch nicht, als ich gestern Nacht die Polizei rief, weil Mallory nicht nach Hause gekommen ist. Ich ... mir ist das sehr peinlich, wissen Sie? Natürlich müsste ich die Namen von Mallorys Freundinnen kennen, aber, na ja, sie ist eine neue Freundin, verstehen Sie? Sie kennen sich erst seit diesem Schuljahr.»

Virginias Mann Tony, der am Fenster stand und auf die Straße starrte, schnaubte.

«Hannah Wobler. Haben Sie eine Adresse? Eine Telefonnummer?» Der Polizist warf einen Blick über die Schulter zu Tony.

«O ja, ja», sagte Virginia schnell und suchte in ihrem Handy nach dem Kontakt. «Ich habe die Nummer hier. Ich habe Hannah gestern Abend angerufen. Irgendwann hab ich sie endlich erreicht. Von ihr habe ich auch von der ...» Sie räusperte sich, als sie dem Polizisten das Telefon reichte. «... von der Party erfahren, auf der Mallory anscheinend war. Ich habe die Nummer dem Polizisten gegeben, der gestern Nacht hier war. Steht sie nicht in der Akte?»

Dalla Riva presste die schmalen Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. Vielleicht lag es an seinem jugendhaften Gesicht, aber er wirkte nicht älter als dreißig. Zu jung für einen so wichtigen, ernsten Job. Virginia war eine alte Mutter, sie hatte Mallory drei Monate vor ihrem vierzigsten Geburtstag bekommen. Sie kannte sonst keine echten Polizisten, aber der hier, der vor ihr auf dem Sessel ihrer Großmutter saß, sah nicht so aus und redete nicht so wie die Polizisten, die sie aus Fernsehserien kannte – stämmige, selbstsichere Männer mit charaktervollen, von Erfahrung gegerbten Gesichtern. Detective Dalla Riva schien ihr zu jung, zu unsicher und, na ja ... zu *unbeteiligt*. Sein Partner sah schon eher so aus, wie sie erwartet hatte – er war etwa in ihrem Alter, mit Glatze und vielen tiefen Falten auf der Stirn und rund um die traurigen Augen. Sie sah ihm an, dass er häufig die Stirn runzelte, und daher vermutete sie, dass er seinen Beruf ernst nahm. Virginia wünschte, er würde die Fragen stellen.

«Ihre Tochter Mallory sagte also, sie wollte zu einer Freundin, und stattdessen ging sie zu einer Party. Ist das richtig?»

Virginia hatte einen Kloß im Hals. Sie nickte.

«Haben Sie die Adresse und den Namen des Gastgebers?»

Sie schüttelte den Kopf.

«War Mallorys Freundin Hannah auch auf dieser Party?»

«Nein. Hannah sagte, sie wusste nicht, wo oder bei wem die Party stattfand, nur dass es in Weston war.» Weston war ein reicher Vorort am westlichen Rand von Broward County. Direkt

an der Grenze zu den Everglades. In Weston wohnten viele reiche und berühmte Leute, die Footballstars Dan Marino und Bernie Kosar zum Beispiel, weil man dort eine riesige Villa auf einen Hektar Land setzen konnte und nur die Hälfte von dem zahlte, was ein Haus am Meer in Miami kostete. Zumindest nahm Virginia an, dass sich die Reichen deswegen dort ansiedelten. Sie wusste nicht, wie es war, wenn man reich war, sie konnte nur raten. Viele Schüler an Mallorys Highschool waren aus Weston. Die privilegierten.

«Wie ist Mallory dahin gekommen? Wissen Sie das?»

Virginia wurde rot. «Ein Junge hat sie mitgenommen. Tyler. Er hat sie an einer Walgreens-Filiale abgeholt, sagt Hannah. Er geht auf die gleiche Schule wie die Mädchen, auf die St. Thomas Aquinas Highschool. Er ist auch in der Zwölften.»

«Nachname?»

«Armstrong. Auch das habe ich gestern Abend schon Ihrem Kollegen gesagt. Steht das nicht in Ihrem Bericht?»

Der Officer schüttelte wieder den Kopf. «Ist er ihr Freund?»

«Nein. Mallory hat keinen Freund; sie muss sich auf die Schule konzentrieren. Die College-Bewerbungen müssen bald raus.» Sie dachte an den Streit letztes Wochenende, der sich um genau dieses Thema gedreht hatte, und wie Mallory behauptet hatte, sie habe alles im Griff. «Sie arbeitet an ihren Bewerbungen», sagte sie leise, ihre Stimme war rau.

Das Taschentuch in ihrer Hand riss. Die Sonne stand schon seit Stunden am Himmel und flutete das Zimmer mit Licht. Sonnenschein war das Letzte, was heute passte, dachte Virginia

und sah sich im «Salon» um, während Detective Dalla Riva sich mit dem geborgten Stift Notizen machte. Sie benutzten dieses Zimmer nie, außer an Weihnachten. Alles hier war nur Show, genau wie das «Speisezimmer» daneben. Der Salon und das Esszimmer im Erdgeschoss gehörten zur Grundausstattung der typischen Reihenhäuser, die in den Achtzigern im Süden von Florida en masse gebaut worden waren, inklusive der lavendelfarbenen und grauen Wände, Giebeldecken und Oberlichter. An der Wand neben Tony, der immer noch aus dem Fenster starrte, stand eine elegante Vitrine voll mit staubigem Porzellan, das sie nie benutzten. Die schicke Couch, auf der sie saß, war so steif und hart, dass es weh tat, länger darauf zu sitzen. Heute erfüllte der Salon endlich mal einen offiziellen Zweck – einen, mit dem Virginia niemals gerechnet hätte: Sie sprach mit zwei Polizisten über das Verschwinden ihrer siebzehnjährigen Tochter.

Der ältere Polizist sah sich ebenfalls um und taxierte die Einrichtung mit dem misstrauischen Blick eines Fernseh-Cops. Den überquellenden Wäschekorb, der vor der zerkratzten Tür zur Garage auf dem Boden stand. Das Gerümpel in den Kisten und Plastikwannen an der Esszimmerwand, das sie auf E-Bay verkaufen wollte. Von seiner Position aus sah er wahrscheinlich auch das schmutzige Geschirr auf der Küchentheke und die leeren Bierflaschen im Recycling-Müll. Das Haus müsste mal gründlich geschrubbt werden. Virginia spürte, wie er die Unordnung registrierte und beurteilte. Zur Kenntnis nahm, dass sie weder die Nachnamen von Mallorys

Freundinnen kannte, noch wusste, dass Mallory auf einer Party gewesen war. Wie er sie als Mutter verurteilte. Sie hatte diese Männer in ihr Haus bestellt, und jetzt taten sie, was sie am besten konnten: Sie sondierten und taxierten alles, was sie sahen und hörten, zogen Schlüsse und fällten dann ihr wenig schmeichelhaftes Urteil. Virginia schlang die Arme um ihren Oberkörper und rieb sich die Schultern, um die Kälte zu vertreiben, die ihr in den Knochen saß. Sie fühlte sich so ... nackt.

«Ist das ein aktuelles Foto von ihr?», fragte Detective Dalla Riva und zeigte auf das Bild, das Virginia ihm gegeben hatte.

Sie hatte es selbst an Mallorys siebzehntem Geburtstag vor vier Monaten aufgenommen, als sie ihre Tochter in die Cheesecake Factory ausgeführt hatte. Es zeigte Mallory mit einem seltenen strahlenden Lächeln; ihr langes dunkles Haar, wie immer in der Mitte gescheitelt, fiel ihr über die Schultern wie eine üppige Nerzstola. Die makellose, sahnige Haut betonte das Glitzern ihrer Augen. Sie hatten ihren Geburtstag mit einem Mutter-Tochter-Date gefeiert. Tony hatte nicht mitkommen wollen, und Mallory wollte ihn sowieso nicht dabei haben. Die beiden waren wie Feuer und Wasser. Virginia versuchte immer Frieden zu stiften, vor allem in letzter Zeit. Wahrscheinlich normal, redete sie sich ein. Schließlich war Mallory ein Teenager und Tony ihr Stiefvater. Obwohl sie seit über zehn Jahren zusammenlebten – länger als es Mallorys echter Vater ausgehalten hatte – und obwohl er Mallory und ihren Bruder Kyle adoptiert hatte, ließ Mallory ihn nie vergessen, dass er nur

ihr Stiefvater war. Und er ließ Mallory nie vergessen, dass er wusste, was sie dachte.

«Ja», antwortete Virginia und holte scharf Luft, als sie das Foto sah. «Das Bild ist von ihrem Geburtstag. Ein aktuelleres habe ich nicht, tut mir leid. Mallory lässt sich nicht gern fotografieren. In letzter Zeit ist sie so unsicher. Na ja, typisch Teenager, oder?», fragte sie mit einem zögerlichen Lächeln.

Detective Dalla Riva nickte nicht einmal. «Sie ist einen Meter neunundfünfzig groß, wiegt fünfzig Kilo, hat langes braunes Haar und – welche Augenfarbe, Mrs. Knight?»

«Grün», antwortete Virginia leise. «Die Augenfarbe ist auf anderen Bildern besser zu sehen.» Ihr Mund begann zu zittern, und sie biss sich auf die Lippe. «Sie ist ein gutes Kind», brachte sie erstickt heraus. Sie schmeckte Blut, warm und metallisch. Von dem Geschmack wurde ihr schlecht. Gegen vier Uhr früh war Virginia eingenickt, hier auf der schrecklichen steifen Couch, auf der sie gewartet hatte, um sich Mallory vorzuknöpfen, sobald sie durch die Haustür schlich. Sie wollte ihr eine ganze Liste von Strafen aufbrummen, eine schlimmer als die andere. Mallory würde bereuen, überhaupt das Haus verlassen zu haben. Aber als Virginia aufwachte, schien ihr die Sonne ins Gesicht, und es war hell im Zimmer. Sie sah auf die Uhr: halb acht. Dann sah sie auf ihr Handy. Mallory hatte auf keine ihrer Anrufe oder SMS reagiert. Sofort war sie ins Zimmer ihrer Tochter gelaufen, hatte die Decke vom Bett gerissen und – nichts gefunden. Das war der Moment, als der Zorn in Angst umschlug. Plötzlich raste ihr jedes mögliche

Schreckensszenario durch den Kopf – von einem Unfall unter Alkoholeinfluss über Alkoholvergiftung bis hin zu Vergewaltigung und Mord. Jede Folge von *Criminal Minds* kam ihr in den Sinn. Sie hatte das Gefühl, ihre Eingeweide verknoteten sich. Dann las sie in der Zeitung die Schlagzeile von dem vermissten Mädchen aus Orlando, das man massakriert im Wald in der Nähe von Disney World gefunden hatte. Sie galt als das jüngste Opfer des sogenannten «Hammermanns», eines mordenden Phantoms, das seit drei Jahren in Floridas Norden und dem benachbarten Georgia unerkant sein Unwesen trieb. Die neun Opfer, die man bis jetzt gefunden hatte, waren alle weiß, weiblich und zwischen vierzehn und neunzehn Jahre alt. Außerdem waren sie zierlich gebaut, unter eins sechzig groß, hatten glattes dunkles langes Haar, vornehmlich mit Mittelscheitel, helle Augen – grün oder blau – und klassische Gesichtszüge. Die Ähnlichkeit der ermordeten Mädchen war so groß, dass es wirkte, als gehörten sie zu einer Familie. Das Foto des ermordeten Mädchens prangte auf der Titelseite – und es sah aus wie Mallory. Da rief Virginia noch einmal bei der Polizei an, obwohl der Beamte, der in der Nacht da gewesen war, gesagt hatte, sie solle warten, bis die Polizei sich bei ihr meldete.

«Haben Sie eine Adresse von diesem Tyler Armstrong, Mrs. Knight? Eine Telefonnummer? Haben Sie schon mit ihm gesprochen?»

Virginia sah unbehaglich zu ihrem Mann, während sie antwortete. «Ich habe bei ihm angerufen, nachdem Hannah mir

heute Morgen seine Nummer gegeben hatte, aber er ist nicht rangegangen. Die Schule kennt bestimmt seine Adresse.»

«Wenn ich seine beschissene Adresse hätte, dann bräuchten wir Sie nicht», knurrte Tony, den Blick immer noch auf die Straße gerichtet. «Dann würde ich mir den Scheißkerl selbst vornehmen.»

«Tony, bitte», flehte Virginia. Sie sah Detective Dalla Riva an. «Ich mache mir solche Sorgen. Es ist fast Mittag.»

«Wissen Sie», erklärte der ältere Officer, der sich als Detective Al Pilar vorgestellt hatte, «manche Kinder wollen einfach nicht nach Hause kommen.» Er musterte Tony, bevor er weiterredete. «Sie haben Angst, dass sie Ärger kriegen. Oder sie haben so viel Spaß, dass sie alles andere vergessen. Es sind Kinder, so ist das eben. Manchmal treffen sie Entscheidungen, die nicht vernünftig sind. Meine Kinder waren auch mal Teenager – Gott sei Dank sind sie aus dem Haus. Ich weiß, dass Sie sich große Sorgen machen, Mrs. Knight, weil sie Ihr kleines Mädchen ist und so weiter, aber ich sage Ihnen, die meisten kommen nach ein, zwei Tagen von selbst wieder nach Hause.»

«Wahrscheinlich ist sie bei diesem Armstrong», erklärte Dalla Riva mit einem Seufzer. «Haben Sie ihre anderen Freunde kontaktiert? Die, deren Namen und Nummern Sie haben? Vielleicht hat sie zu viel getrunken und schläft irgendwo ihren Rausch aus. Oder sie hat nach der Party auf der Couch übernachtet. Wenn wir die Party finden, finden wir auch Ihre Tochter.»

Virginia nickte abwesend, auch wenn sie wusste, dass er sich irrte. Sie wusste, Mallory würde niemals einfach über Nacht wegbleiben. Jedenfalls nicht die Mallory vom letzten Jahr. Außerdem hatte Mallory nicht viele Freunde. Sie war nicht unbeliebt, aber sie war auch kein Cheerleader. Sie hatte eine beste Freundin seit der Grundschule – Gianna Sidoti, die auch auf die St. Thomas ging – und ein paar neue, die sie erst seit der Highschool kannte. Alles gute Kids, nahm Virginia an, aber Mallory brachte nie jemanden mit nach Hause, also konnte Virginia es nicht wirklich beurteilen. Sie grüßten höflich oder hupten draußen, wenn sie Mallory abholten. Woher sollte sie wissen, wie sie wirklich waren? Diese Hannah war eine neue Freundin, und sie hatte offensichtlich wegen der Party gelogen. Und dann dieser Junge. Dieser verdammte Junge. Alles war anders, seit Mallory sich für Jungs interessierte. Die Rocksäume wanderten hoch und die Noten nach unten.

«Meinen Sie, sie war betrunken? Ist es das?», fragte Virginia, und ihr Zorn meldete sich zurück. Sie erinnerte sich, wie sich Kyle, ihr Ältester, in der Highschool verändert hatte. Jetzt war er seit vier Jahren mit der Schule fertig und hatte sich immer noch nicht «gefunden». Arbeitete Teilzeit in einem Möbelgeschäft und spielte die ganze Nacht Videospiele, wenn er nicht gerade mit seinen Kumpels durch die Bars zog. Virginia hatte nicht die Kraft, ihn vor die Tür zu setzen. Noch so ein Streitpunkt zwischen Tony und ihr.

«Es war eine Highschool-Party, Mrs. Knight», antwortete Detective Dalla Riva, als wüsste jeder, was das hieß. Er erhob

sich. «Können Sie uns eine Liste der Freunde und deren Telefonnummern zusammenstellen? Orte, an denen sie sich gerne aufhält? Was ist mit Kontakten aus dem Internet? Vielleicht hat sie da einen Jungen kennengelernt ...»

Tony schlug so fest auf die elegante Vitrine, dass ein Teller herunterfiel und zerbrach. «Mallory ist kein Flittchen, das sich im Internet verkauft. Es wird Zeit, dass Sie Ihren verdammten Job machen und aufhören, uns hier Ausreden aufzutischen», schrie er und wandte sich vom Fenster ab.

«Tony! Bitte!», rief Virginia und lief zur Vitrine. Ihr Mann war ein Choleriker. Vor allem, wenn er getrunken hatte. Er war gestern Nacht aus dem Haus gegangen, um nach Mallory zu suchen, aber sie hatte heute Morgen seine Bierfahne gerochen. Und wer weiß, vielleicht hatte er gleich da weitergemacht, wo er gestern Nacht aufgehört hatte, und seinen Orangensaft mit einem Schuss Wodka gestreckt. Wieder spürte sie die taxierenden Blicke der Officers. Registrieren. Taxieren. Urteil fällen. Sie öffnete die Vitrine und sammelte die Scherben ein.

Detective Dalla Riva war rot angelaufen. «Das habe ich auch nicht behauptet, Sir.»

«Nach Weston sind es zwanzig Minuten mit dem Auto, und Mallory hat weder einen Wagen noch den Führerschein. Sie ist bestimmt nicht zu Fuß nach Hause gegangen. Sie sind Polizisten. Finden Sie diesen verdammten Typen, finden Sie ihre verlogenen Freundinnen, finden Sie etwas über diese Party heraus. Irgendjemand muss doch was wissen. Und dann sagen Sie mir Bescheid, und den Rest erledige ich. Wir machen Ihnen

keine weiteren Umstände. Dann brauchen Sie nicht mehr von Ihrer wertvollen Zeit zu verschwenden.»

«Wir verstehen, dass Sie frustriert sind», gab Detective Pilar kühl zurück und stellte sich neben Tony. «Wie gesagt, manchmal haben Kinder einfach Angst davor, nach Hause zu kommen.»

«Wie bitte? Was wollen Sie damit sagen?», brauste Tony auf, der inzwischen knallrot im Gesicht war. «Schieben Sie nicht uns die Schuld in die Schuhe. Sie meinen, wir sollen einfach ein paar Tage warten, bis die kleine Mallory sich nach Hause traut? Und wenn das nicht passiert? Fangt ihr dann endlich an, irgendwas zu unternehmen, außer in der Nase zu bohren und mich und meine Frau zu beschuldigen, weil wir die Namen ihrer beschissenen Freunde nicht kennen und weil ich stinksauer bin, dass sie uns so was antut?»

«Es sind gerade mal zwölf Stunden», erwiderte Detective Dalla Riva. «Das muss auch mal gesagt werden, Mr. Knight. Normalerweise werden Vermisstenanzeigen erst nach vierundzwanzig Stunden aufgenommen. *Nach vierundzwanzig Stunden.* Und das liegt daran, dass es alle möglichen Gründe gibt, warum Jugendliche manchmal nicht heimkommen, wie Detective Pilar Ihnen gerade zu erklären versucht hat. Wir von der Polizei sind keine Babysitter. Wir können nicht für jeden Teenager, der zu spät nach Haus kommt, eine Suchaktion starten und ihn vor der Haustür abliefern. Ich weiß, dass Sie irgendwen bei der Polizei kennen, sonst wären wir beide nämlich jetzt nicht hier in Ihrem Wohnzimmer, denn

normalerweise müssen Sie vierundzwanzig Stunden abwarten, Mr. Knight.»

«Der Bruder meines Chefs ist beim Sheriff's Office in Pompano», erklärte Virginia schnell. «Ich habe ihn heute Nacht angerufen, und er hat seinen Bruder kontaktiert und ihn gebeten, dass sich jemand um die Sache kümmert, weil es Mallory wirklich nicht ähnlich sieht. Sie tut so was nicht! Ich weiß, das hören Sie wahrscheinlich andauernd, aber es stimmt. Was ist mit Amber-Alert? Diese Suchanzeigen, die man immer am Highway sieht?»

«Amber-Alert ist für lebensbedrohliche Situationen vorgesehen», erklärte Detective Pilar ernst. «Nach unseren derzeitigen Informationen ist das hier nicht der Fall.» Sein Handy klingelte. Er sah auf das Display, runzelte die Stirn, dann entschuldigte er sich kurz und ging ins Nebenzimmer.

Virginia fand noch ein Taschentuch in der Hosentasche und zupfte daran herum. Sie war kurz vor einem Nervenzusammenbruch.

«Das ist doch Blödsinn», schnaubte Tony und drehte sich vom Fenster weg. «Ich hab die Nase voll, Virginia. Ich hab die Nase gestrichen voll.»

Bevor sie erfuhr, wovon er die Nase voll hatte, kam Detective Pilar zurück. «Können Sie beschreiben, was Mallory anhatte, als sie gestern das Haus verlassen hat?», fragte er.

Die Unvermitteltheit der Frage, sein eindringlicher Ton und vor allem sein Blick ließen ihr das Blut in den Adern gefrieren.

«Wir müssen nur etwas überprüfen», sagte er schnell.

Virginia versuchte zu überlegen. Sie schloss die Augen und erinnerte sich, wie Mallory die Treppe heruntergekommen war und ihre Tasche vom Sessel im Fernsehzimmer genommen hatte. Sie hatte sich das lange, schokoladenbraune Haar, das normalerweise kerzengerade herunterhing, zu Locken gedreht und trug etwas zu viel Make-up für Virginias Geschmack. *Ich komme nicht spät, Mom. Wir gehen nur ins Kino und backen Muffins.* Lockenwickler und Lippenstift für einen Kinofilm mit einer Freundin? Wie blöd war sie eigentlich? Mit ihrer Dummheit hatte Virginia schon bei Kyles Erziehung versagt.

«Äh ... also.» Sie stolperte über die Worte. «Sie hatte eine weiße Bluse an, glaube ich. Vielleicht beige. Außerdem Jeans und eine Jacke – eine weiße Jacke mit einer britischen Flagge auf dem Rücken. Die war von ... H&M.»

Detective Pilar machte ein ernstes Gesicht.

«Warum, Officer? Sie fragen doch aus einem bestimmten Grund danach!» Virginias Stimme wurde schrill.

Detective Pilar warf Detective Dalla Riva einen Blick zu, der auf sein Handy sah und eine Nachricht las. Sein Gesicht veränderte sich. Er wirkte nicht mehr gelangweilt. Oder sauer. Oder genervt. Er wirkte alarmiert.

«Sieht ihre Jacke so aus?» Detective Pilar ging zu Virginia und zeigte ihr sein Smartphone. Auf dem Display war eine zerknäulte weiße Jacke zu sehen, die im Gebüsch lag. Auf dem Rücken war der Teil einer britischen Flagge zu sehen. Der verdrehte Ärmel stand merkwürdig ab.

«Was ist das? Was ist da an dem Ärmel?», fragte Virginia mit Panik in der Stimme.

«Das wissen wir noch nicht, Mrs. Knight.»

«Ist das Blut? Tony! Ist das *Blut* an ihrem Ärmel?»

«Hatte sie eine Handtasche dabei, Mrs. Knight? Als sie aus dem Haus ging? Erinnern Sie sich?»

«Ja, ja, sie hatte eine Handtasche. Eine braune Ledertasche von Frye, die ich ihr zu Weihnachten geschenkt habe.»
Taschentuchfetzen flatterten zu Boden, als sich Virginia beide Hände vors Gesicht schlug.

Detective Pilar ging wieder ins andere Zimmer. «Sunrise soll das Gebiet sichern», sagte er mit fester, ruhiger Stimme ins Telefon. «Sperrt einen Umkreis von fünfzig Metern ab. Lasst keinen näher ran. Und ruft die Spurensicherung. Nur sichern. Ich bin unterwegs. Den Rest regeln wir, wenn wir vor Ort sind und wissen, womit wir es zu tun haben.»

«Was ist los?», wollte Tony wissen. «Was zum Teufel ist hier los?»

Virginia begann zu schluchzen, und als Detective Dalla Riva die Frage ihres Mannes endlich beantwortete, heulte sie laut auf.

«Ein Mountainbiker hat heute früh in der Nähe eines Fahrradwegs im Markham Park diese Jacke im Gebüsch gefunden», antwortete der Officer ruhig. «Daneben lag eine Tasche mit dem Geldbeutel Ihrer Tochter ...»

2

«Ihr Name ist Mallory Knight. Sie ist siebzehn, wohnt mit ihrer Mutter, dem Stiefvater und dem älteren Bruder in Cooper City», sagte Lorenzo «Zo» Dias, Assistant Special Agent in Charge beim Miami Regional Operations Center des Florida Department of Law Enforcement. «Sie war gestern Abend auf einer Party in Weston und ist nicht nach Hause gekommen.»

FDLE Special Agent Bobby Dees war es gewohnt, dass sein Handy zu jeder Tages- und Nachtzeit klingelte. Auch am Wochenende. Und in den Ferien. Er war seit dreizehn Jahren bei der Crimes Against Children Squad, und er wusste, dass Kinder selten von Montag bis Freitag zwischen neun und fünf verlorengingen.

Sein Blick schweifte über den voll besetzten Tisch, auf dem sich gewaltige Essensberge türmten. Er sah aus wie auf einem Foto aus *Southern Living*. Seine Frau hatte den ganzen Morgen in der Küche gestanden, um Sonntagsbrunch für die Verwandtschaft aus Louisiana zu machen, die seit einer Woche zu Besuch war. Gerade eben hatte sie die letzte Schüssel auf den Tisch gestellt – einen überbackenen Austern-und-Blattkohl-Auflauf. Es duftete himmlisch nach Kaffee, Waffeln, Speck, Brathähnchen und süßen Brötchen. Alle griffen zu, und es wurde laut durcheinandergeredet, weil Linda Sue, LuAnns